



Glaubenssachen

Sonntag, 12. Mai 2024, 08.40 Uhr

Wenn Menschen den Schöpfer abschaffen
Die Zweifel an Gott und die Verzweiflung im Glauben
Von Bruno Preisendörfer

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Glauben Sie an Gott?

Diese einfache, jedoch immer schwerer zu beantwortende Frage stellte 1929 ein New Yorker Rabbi dem Physiker Albert Einstein. Er stellte sie in einem Telegramm:

„Glauben Sie an Gott? Stop. Antwort bezahlt: 50 Wörter.“

Nur etwas mehr als halb so viele brauchte Einstein für seine Antwort:

„Ich glaube an Spinozas Gott, der sich in der gesetzlichen Harmonie des Seienden offenbart, nicht an einen Gott, der sich mit dem Schicksal und den Handlungen der Menschen abgibt.“

Nur wenige Generationen zuvor wäre Einsteins Verweis auf den niederländisch-jüdischen Philosophen des 17. Jahrhunderts noch gefährlich gewesen. Nein, es hätte ihm nicht mehr der leibliche Tod auf dem Scheiterhaufen gedroht, aber doch der soziale Tod in der Gesellschaft. Denn bis ins frühe 19. Jahrhundert wurde ‚Spinozismus‘ von den kirchlichen und staatlichen Autoritäten mit Atheismus gleichgesetzt, weil Spinoza Gott nicht mehr als Persönlichkeit auffasste, sondern als ewige Substanz des Seins. Was der Tod des persönlichen Gottes für das Leben eines Menschen bedeuten konnte, musste Spinoza selbst 1656 erfahren, als er aus seiner jüdischen Gemeinde in Amsterdam ausgeschlossen wurde. Der Bann war furchtbar:

„Nach dem Beschlusse der Engel und dem Urteil der Heiligen bannen, verwünschen, verfluchen und verstoßen wir Baruch de Spinoza, mit Zustimmung des heiligen Gottes, gepriesen sei Er, und dieser ganzen heiligen Gemeinde. [...] Verflucht sei er am Tage und verflucht sei er bei der Nacht; verflucht sei er, wenn er sich niederlegt, und verflucht sei er, wenn er aufsteht, verflucht sei er bei seinem Ausgang und verflucht sei er bei seinem Eingang. Möge Gott ihm niemals verzeihen, möge der Zorn und Grimm Gottes gegen den Menschen entbrennen und seinen Namen unter dem Himmel austilgen, und möge Gott ihn zu seinem Unheil ausscheiden von allen Stämmen Israels. Wir verordnen, daß niemand mit ihm mündlich oder schriftlich verkehre, niemand ihm irgend eine Gunst erweise, niemand mit ihm unter einem Dach verweile, niemand auf vier Ellen in seine Nähe komme, niemand eine von Ihm verfaßte oder geschriebene Schrift lese.“

Immer, wenn angefangen wird, über Gott nachzudenken, kann das dazu führen, dass aufgehört wird, an Gott zu glauben. Der für alle Götter tödliche Sog des Zweifels ist der Grund für die instinktiven Vorbehalte traditioneller religiöser Autoritäten – nicht nur im Christentum – gegen die ‚Hure Vernunft‘, wie Luther sagte. Viele Jahre vor Einsteins Telegrammantwort fasste Georg Simmel, neben Max Weber einer der Gründungsväter der deutschen Soziologie, „Das Problem der religiösen Lage“ folgendermaßen zusammen:

„Was theoretisch als richtig zu demonstrieren ist, kann ich wissen, ihm gegenüber ist der Glaube überflüssig und gar nicht angebracht. Erst wo der Verstand Nein sagt, ist der Ja-sagende Glaube überhaupt am Platz, hat er eine ihm eigene Funktion auszuüben.“

Es sei betont, dass hier kein Theologe spricht, sondern ein Soziologe, dem es nicht um die Transzendenz im Hinblick auf Gott geht, sondern um ihre Funktion in der Menschenwelt. Gleichwohl wendet Simmel sich mit einer gewissen Schärfe, um nicht zu sagen Verächtlichkeit, gegen eine Perspektive, die religiöse Inhalte bloß als kulturelle Symbole auffasst:

„Gewisse geistig hochstehende Kreise [...] verkennen die harte Tatsächlichkeit der Glaubensinhalte, durch die deren Leistung in allen bisher bestehenden Religionen bedingt ist. Sie treiben mit der Vorstellung ‚Gott‘, mit der transzendentalen Bedeutung Jesu, mit der Unsterblichkeit ein mystisch-romantisches Spiel, das Recht dazu aus [...] den Nachklängen einer ungeheuren Tradition ziehend, aus der aber gerade das Entscheidende, die absolute Realität des Transzendenten, ausgeschieden ist. Darum mißbrauchen sie insbesondere den Symbolbegriff, indem sie zugeben, alles von ihnen angeblich festgehaltene Christliche sei ‚nur symbolisch‘ gemeint – ohne irgend anzugeben, was denn eigentlich dadurch symbolisiert werde.“

Aber ist nicht das Symbolische längst in die Theologie selbst vorgedrungen? Luther und Calvin haben noch unversöhnlich darüber gestritten, welche Bedeutung dem Abendmahl zuzumessen sei. Heute dürften selbst Katholiken nicht mehr so recht daran glauben, dass die Hostie in den Leib und der Wein in das Blut Christi verwandelt werden, also wirklich und tatsächlich, nicht bloß sinnbildlich. Im Übrigen mühen sich kirchliche Institutionen beider Konfessionen damit ab, die überlieferten Glaubensinhalte zu bewahren und zugleich den Anschluss an die Jetztzeit nicht zu verlieren. Die Katholische Akademie in Berlin versuchte das beispielsweise mit Vorträgen unter dem Reihentitel „Gott denken in radikaler Säkularität“. Und die evangelische Stiftung St. Matthäus kündigte eine Diskussionsserie an mit dem Titel „(Un)Glaubensgespräche“. Wenigstens stand das ‚Un‘ vor den Glaubensgesprächen noch in Klammern:

„In den (Un)glaubensgesprächen stehen zentrale Themen des christlichen Glaubens in Frage: Von welchen Voraussetzungen gehen wir aus, wenn wir gemeinsam Gottesdienst feiern? Und können wir sie für uns heute noch bejahen? In den Gesprächsrunden beschäftigt uns die Frage nach der Gegenwart Gottes: Rechnen wir noch mit ihr?“

Schon die Form dieser Frage könnte Kopfschütteln auslösen: Mit der Gegenwart Gottes Rechnen? Ist Anwesenheit oder gar die Existenz Gottes eine Sache der Kalkulation? Wird der Glaube zu einer Art innerseelischen Betriebswirtschaft mit doppelter Buchführung im Diesseits und fürs Jenseits? Aber vielleicht ist das gar nicht so abwegig – und so neu auch nicht. Hat sich der römische Kaiser Konstantin und Gründer Konstantinopels, des heutigen Istanbul, nicht erst auf dem Totenbett taufen lassen? Für alle Fälle sozusagen. Außerdem hatte das nach damaliger Vorstellung den

Vorteil, kurz vor dem Tod noch schnell die Sündenlast loszuwerden, die man im Leben auf sich geladen hatte. Und war nicht viele Jahrhunderte später, als das Christentum in Folge der Unterstützung durch eben diesen Kaiser längst zur beherrschenden Geistesmacht in Europa geworden war, der Mathematiker und Rechenmaschinenbauer Blaise Pascal in seiner Glaubensverzweiflung auf die Idee verfallen, eine Wette auf die Existenz Gottes abzuschließen? Gibt es Gott oder gibt es ihn nicht?

„Sehen wir zu: Da man wählen muß, lassen Sie uns überlegen, wo Ihr geringstes Interesse liegt. Sie haben zweierlei zu verlieren: das Wahre und das Gute; und zweierlei einzusetzen: Ihre Vernunft und Ihren Willen, Ihre Erkenntnis und Ihre Seligkeit. Ihre Natur aber hat zweierlei zu fliehen: den Irrtum und das Elend. Ihre Vernunft kommt nicht zu größerem Schaden, wenn sie das eine anstelle des andern wählt, denn gewählt muß werden. [...] Ermessen wir die beiden Möglichkeiten: falls Sie gewinnen, gewinnen Sie alles; falls Sie verlieren, verlieren Sie nichts. Wetten Sie also ohne Zaudern, daß er ist.“

Pascals älterer Zeitgenosse René Descartes hatte noch versucht, neben der eigenen Existenz auch diejenige Gottes gewissermaßen aus dem Zweifel herauszubeweisen. Wenn ich denke, muss ich sein, sonst könnte ich nicht denken. Ich kann nicht einmal denken, nicht zu sein, wenn ich nicht trotzdem wäre. Dem entspricht auch Descartes' Gottesbeweis:

„Insgesamt ist also zu schließen, daß allein daraus, daß ich existiere und die bestimmte Idee eines äußerst vollkommenen Seienden, will sagen: die Idee Gottes, in mir ist, sich ganz evident beweisen läßt, daß auch Gott existiert. [...] Ich erkenne, daß ich unmöglich als die Natur existieren könnte, die ich bin – nämlich als jemand, der die Idee Gottes in sich trägt –, wenn Gott nicht auch tatsächlich existierte.“

Heute machen Passagen wie diese den Eindruck, als müsse sich jemand gut zureden, um Gott nicht zu verlieren. Pascal, wie Descartes vom Zweifel geplagt, hat das gespürt und scharf ablehnend auf dessen Beweisversuch reagiert:

„Ich kann Descartes nicht verzeihen. In seiner ganzen Philosophie wäre er am liebsten ohne Gott ausgekommen. Aber er konnte nicht anders, als [durch] ihn der Welt, um sie in Gang zu setzen, einen Nasenstüber zu versetzen. Danach hat er keine Verwendung mehr für Gott.“

Für die Aufklärer des 18. Jahrhunderts lohnten sich dergleichen Anstrengungen nicht einmal mehr. Der große Aufklärer Immanuel Kant erklärte recht abgeklärt, wenn der Kalauer gestattet ist:

„Es ist also an dem so berühmten Cartesianischen Beweise vom Dasein eines höchsten Wesens, aus Begriffen, alle Mühe und Arbeit verloren.“

Die Angelegenheit ist damit freilich noch nicht erledigt. Die Existenz Gottes lässt sich nicht beweisen – seine Nichtexistenz aber auch nicht. Und für die Menschen und ihre

Moral ist es aus praktischen Gründen besser, am Glauben festzuhalten, auch wenn er mit der reinen Vernunft nicht zu begründen ist. Heinrich Heine hat diese Gedankenbewegung Kants persifliert. Kant habe mit der *Kritik der reinen Vernunft* ...

„... den Himmel gestürmt, er hat die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen, der Oberherr der Welt schwimmt unbewiesen in seinem Blute, es gibt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltbarkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen [...], und der alte Lampe“...

... Kants langjähriger Diener ...

„... steht dabei [...], und Angstschweiß und Tränen rinnen ihm vom Gesichte. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht bloß ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmütig und halb ironisch spricht er: >Der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein – der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein – das sagt die praktische Vernunft – meinetwegen – so mag auch die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen“.

Also schickte der Königsberger Denker der 1781 erschienenen *Kritik der reinen Vernunft* sieben Jahre später die *Kritik der praktischen Vernunft* hinterher. Die Frage, wie der Mensch leben kann, wenn Gott tot ist, lässt sich allerdings nicht durch Spott, auch nicht durch den des großen Heine, zum Schweigen bringen. Selbst wenn die religiösen Institutionen in der Krise sind und die Menschen der Obhut ihrer Seelsorger entlaufen, heißt das nicht immer, dass sie Gott an den Altären zurücklassen. Viele nehmen ihn stattdessen mit, nehmen den Glauben in eigene Regie und verwandeln ihn aus einer dogmenbasierten Lehre in seelischen Privatbesitz. Diese Diagnose stellt auch die Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Irme Stetter-Karp, wenn auch in moderateren Worten:

„Die Deutungsmacht der Kirchen über das Religiöse ist keine Selbstverständlichkeit mehr, anders als das über viele Jahrzehnte, ja über Jahrhunderte der Fall war.“

Aber wenn die religiöse ‚Deutungsmacht‘ von einer lehrenden und leitenden Institution auf jeden einzelnen Menschen übergeht – was bedeutet das dann für die Existenz Gottes? Wenn sich alle ihren Gott nach Bedürfnis und Geschmack zurechtmodellern, läuft das auf einen modernen Polytheismus hinaus. Der Himmel wird zum Raum in der Hirnschale, und jede und jeder bevölkert diesen Raum mit dem Gott oder der Göttin oder den Göttern, die der eigenen Existenz am zuträglichsten erscheinen. Eine Kirche, eine Gemeinde ist dann gar nicht mehr nötig, oder allenfalls aus sozialen Gründen. Kein Wunder, dass die christlichen Kirchen Mitglieder verlieren, und zwar nicht erst in den letzten Jahren oder wegen der aktuellen Probleme und Skandale, auch wenn dadurch die Entwicklung forciert wurde. Jedenfalls gehörten 1957, im Geburtsjahr des Verfassers dieses Beitrags, sage und schreibe 96 Prozent der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland den christlichen Kirchen an, 1990 waren es noch 72

Prozent, und nach der Austrittswelle im Jahr 2021 sind die evangelischen und katholischen Kirchenmitglieder erstmals in der Minderheit. Die Zahl von 1990 hat gewiß mit der Eingliederung der ehemaligen DDR und ihrer überwiegend atheistisch sozialisierten Bevölkerung zu tun. Die Entwicklung in den drei Jahrzehnten danach zeigt jedoch, dass es keineswegs bei diesem einmaligen statistischen Effekt geblieben ist. Vielmehr ist der gesamte Vorgang Teil eines Prozesses, der häufig etwas allgemein als ‚Säkularisierung‘ bezeichnet wird. Dieser Prozess dauert schon länger an. Bereits Heines Zeitgenosse, der Religionskritiker Ludwig Feuerbach, schrieb 1841 ...

„... von dem feigen, charakterlosen, komfortabeln, belletristischen, koketten, epikureischen Christentum der modernen Welt“, das „nichts weiter mehr ist, als eine fixe Idee, welche mit unsern Feuer- und Lebensversicherungsanstalten, unsern Eisenbahnen und Dampfwägen, [...] unsern Kriegs- und Gewerbsschulen, unsern Theatern und Naturalienkabinetten im schreiendsten Widerspruch steht.“

Feuerbach war es allerdings nicht um eine Kritik des Niedergangs und der Verflachung der christlichen Konfessionsreligionen gegangen, auch nicht um eine Bloßstellung des so genannten Priestertrugs, wie den Aufklärern des 18. Jahrhunderts, sondern um die Vermenschlichung, die ‚Anthropologisierung‘, wie er es ausdrückte, des Christentums und der Religionen überhaupt:

„Die Religion zieht die Kräfte, Eigenschaften, Wesensbestimmungen des Menschen vom Menschen ab und vergöttert sie als selbständige Wesen – gleichgültig ob sie nun, wie im Polytheismus, jede einzeln für sich zu einem Wesen macht, oder, wie im Monotheismus, alle in ein Wesen zusammenfaßt.“

Eine derartige Kritik, die den Schöpfer zu einer Kopfgeburt des Geschöpfes macht, zu einer Projektionsfigur von Wünschen und Illusionen, wie Sigmund Freud es später bezeichnet hat, ist viel folgenreicher als eine Kritik, die sich mit dem jeweiligen Kirchenpersonal unzufrieden zeigt oder sich an der Verfaßtheit einzelner Gremien oder auch ganzer Institutionen abarbeitet. Das soll nicht heißen, diese Art der Kritik sei belanglos oder überflüssig. Es ist nur ein Unterschied, ob man, um es altmodisch auszudrücken, die Diener des Herrn kritisiert oder die Existenz des Herrn bezweifelt. Der Tod Gottes ist schon oft verkündet worden. Georg Wilhelm Friedrich Hegel kam 1802 in einer seiner religionsphilosophischen Vorlesungen darauf als gängige Idee zu sprechen, und zwar als eine schockierende Idee:

„Gott ist tot – dieses ist der fürchterlichste Gedanke, daß alles Ewige, alles Wahre nicht ist, die Negation selbst in Gott ist: der höchste Schmerz, das Gefühl der vollkommenen Rettungslosigkeit, das Aufgeben alles Höheren ist damit verbunden.“

Friedrich Nietzsche indessen sah das ganz anders. Er schwärmte geradezu vom Tod Gottes. Es ist das verzweifelte Entzücken eines Mörders:

„Wohin ist Gott? Ich will es euch sagen. Wir haben ihn getötet, – ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir das gemacht? [...] Wohin bewegen wir uns? Irren

wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Gott ist tot! Gott bleibt tot! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen?“

Diese Selbstvergottung, die Nietzsche den Menschen abfordert, damit sie den von ihnen verübten Gottesmord überleben, wird Leute, die aus der Kirche austreten, um Steuern zu sparen, wenig beunruhigen. Genauso wenig wie die Vorstellung, dass wir nicht von Gott geschaffen, sondern von der Natur hervorgebracht wurden. Noch einmal Nietzsche, der ein Zeitgenosse Darwins war:

„Ehemals suchte man zum Gefühl der Herrlichkeit des Menschen zu kommen, indem man auf seine göttliche Abkunft hinzeigte: dies ist jetzt ein verbotener Weg geworden, denn an seiner Tür steht der Affe, nebst anderem greulichen Getier, und fletscht verständnisvoll die Zähne“.

Verständnisvoll die Zähne fletschen – das ist schönster Nietzsche. Und doch nur philosophische Belletristik? Das mag hier offen bleiben. Die gewöhnliche Lebensnot macht sich nicht auf solchen Höhen geltend, sondern in den Niederungen des Alltags – und zwar schmerzhaft. Mitunter dermaßen schmerzhaft, dass es schon im Diesseits zu dem ‚Heulen und Zähneklappern‘ kommt, das der Höllentradition des Christentums zufolge am Tag des Jüngsten Gerichts zu hören sein wird. Der Mensch kann sich noch so modern und aufgeklärt und wissenschaftlich vorkommen, seinen Leib wird er im Leben nicht los. Auch nicht seine Natur, selbst wenn er versuchen würde, sich aus ihr herauszuklonen. Vielleicht liegt darin der Grund, warum Einstein glaubhaft versicherte:

„Jedem tiefen Naturforscher muß eine Art religiösen Gefühls nahe liegen“.

Allerdings ist diese Auskunft noch vorsichtiger als seine telegrafische Antwort an den New Yorker Rabbi im Jahr 1929. ‚Eine Art religiösen Gefühls‘ – darin lässt sich beinahe alles unterbringen. Und selbst dies liegt dem Naturforscher nur irgendwie ‚nahe‘. Viel ferner kann man der Religion als Tradition und Lehre kaum sein. Dazu passt, dass Einstein sich als tiefreligiösen Ungläubigen bezeichnet hat.

* * *

Zum Autor:

Bruno Preisendörfer, Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Soziologie in Frankfurt am Main und Berlin; von 1995-1999 Redakteur der Zeitschrift "Freibeuter"; Schriftsteller und Journalist in Berlin